

von Ziff. 32 heißt. Das apostolische Schreiben Familiaris Consortio hat erschreckend wenig Widerhall in der Öffentlichkeit gefunden. Während nach Humanae Vitae noch ein Sturm der Entrüstung sowie eine heftige Auseinandersetzung entstand, hat man jetzt diese Aussagen kaum noch zur Kenntnis genommen. Das halte ich pastoral für sehr bedenklich. Vielleicht aber ist das ein Zeichen dafür, daß gewisse Entwicklungen längst weitergegangen sind, angestoßen durch die Öffnung des II. Vatikanums, und daß wir uns jetzt neuen konfliktbeladenen Themen zwischen Arzt und Kirche zuwenden müssen, von denen einige oben angeführt sind. Es wäre gut, sich rechtzeitig darauf in einem Kontakt zwischen Ärzten und Theologen vorzubereiten, damit nicht Entwicklungen über uns hinweglaufen, die wir dann wieder schwer in den Griff bekommen können.

Ich glaube, daß die offenere Auseinandersetzung mit Fragen der ehelichen Liebe, die bewußte Übernahme personaler Verantwortung, das Entfallen so mißlicher Begriffe wie „Ehemißbrauch“ sowie das Vergessen der Lehre von den „Ehezwecken“ echte Fortschritte darstellen, die durch das II. Vatikanum ausgelöst und gefördert worden sind. Vielen Ehen und Familien sind damit Lasten genommen worden, unter denen sie sich früher kaum entfalten konnten bzw. an denen sie zugrunde gegangen sind. Daß es in dieser Entwicklung auch Verzögerungen und Rückschläge gegeben hat, sollte nicht verwundern oder gar zur Resignation führen. Wichtig ist, daß in einem offenen Dialog Positionen bezogen und in gegenseitiger Offenheit und Kritik überprüft werden. Ärzte, Theologen und Eheleute müssen in einem offenen und lebendigen Gespräch bleiben. Nur so werden sie ihrer Aufgabe, dem Dienst am Menschen, seiner Ehe und Familie sowie seiner Liebesfähigkeit gerecht werden können.

Marianne Dirks

Stirbt das Konzil ohne synodale Gremien?

Wenn die Kirchentheologie des II. Vatikanums das „Volk Gottes“ neu ins Bewußtsein hob, so kommt diese Erkenntnis auch in den Synoden sowie in den neuen Strukturen der diözesanen und pfarrlichen Räte zum Ausdruck. Insbesondere auf der Ebene der Pfarrgemeinde hängen heute Ideenreichtum und Lebendigkeit nicht mehr nur von einem guten Pfarrer, sondern oft auch von engagierten Pfarrgemeinderäten ab. red

Das Dekret für das Laienapostolat des Zweiten Vatikanischen Konzils fordert wenig präzise, daß „in den Diözesen nach Möglichkeit beratende Gremien eingerichtet werden, die die apostolische Tätigkeit der Kirche unter entsprechender Zusammenarbeit von Klerikern und Ordensleuten mit den Laien unterstützen“. Weiter heißt es dann, daß „solche Gremien so weit wie möglich auf pfarrlicher, zwischenpfarrlicher und zwischendiözesaner Ebene, aber auch im nationalen und internationalen Bereich geschaffen werden“ sollen. Dabei wird hier noch nicht unterschied zwischen den Gremien, die — hauptsächlich auf den mittleren und unteren Ebenen — als permanente „Räte“ eingerichtet werden sollen, und den nationalen oder diözesanen Synoden, die jeweils dann einzuberufen sind, wenn die Stunde dafür reif zu sein scheint — oder wenn der Druck von oben oder von unten stark genug geworden ist. (Die vorkonziliaren Diözesansynoden sollten nach dem Kirchenrecht alle 10 Jahre einberufen werden.) Solche Synoden — an denen mit Sondergenehmigung von Rom Laien teilnahmen — kamen schon bald nach dem Konzil in Holland und in Österreich (in 7 der 9 Bistümer Diözesansynoden, dazu der „Österreichische Synodale Vorgang“) zustande, am Beginn der 70er Jahre fast gleichzeitig in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR (als Nationalsynoden) sowie in der Schweiz (nach einem kombinierten Modell).

Wenn das Konzil das Leben der Kirche da, wo es sich eigentlich vollzieht, in Bewegung bringen und „verheutigen“ will, setzt es bei den Strukturen an. So hilfreich und nötig diese neuen Strukturen als Gerüst und als verlässliche Orientierung auch sind, am Ende ist es „der Geist, der lebendig macht“; der „Buchstabe tötet“, wenn die Änderungen nicht aus innerer Überzeugung vollzogen werden. Das hat — ähnlich wie bei der Liturgiereform — die Realisierung dieser Konzilsbeschlüsse in Stufen gezeigt.

So scheinen die aus gegebenem Anlaß einberufenen Synoden zunächst mehr Chancen zu haben, lebendig zu verlaufen und fruchtbare Wirkungen zu haben, als die in bestimmten Abständen vorschrittmäßig tagenden nachkonziliaren Räte. Doch kann man ihre Funktionen nicht gegeneinander ausspielen, und es ist interessant, daß es gerade die progressiven Kräfte waren, die in der BRD oder in der Schweiz die Einrichtung von mehr oder weniger regelmäßig zusammenkommenden Folgegremien der Synoden forderten.

Die Wiederentdeckung des synodalen Elementes in der Kirche, das durch mehrere Jahrhunderte stark zurückgedrängt war, spiegelt den Wandel von autoritären zu partnerschaftlichen, „demokratischen“ Strukturen, wie er sich in der Gesellschaft längst vollzogen hat. Nachdem das Konzil die Laien zu vollwertigen Gliedern des Gottesvolkes erklärt hat, ist es konsequent, daß sie nicht mehr als Christen zweiter Klasse, sondern brüderlich und „kollegial“ mit den Amtsträgern umgehen und zusammenarbeiten. Theologisch sind die Gremien heute nicht mehr wegzudenken.

Das ist eine grundsätzliche Einsicht. Aber haben diese Gremien sich tatsächlich in der Praxis vor Ort spürbar ausgewirkt? Zunächst interessiert uns hier die Frage nach den bleibenden Wirkungen der bundesdeutschen Synode, die zehn Jahre nach dem Konzil dessen Intentionen für das deutsche kirchliche Leben fruchtbar machen sollte. (Ich kann nur aus den Erfahrungen in der BRD sprechen; doch hat ihre Gemeinsame Synode der Bistümer wahrscheinlich Modellcharakter.)

Hat sich die Synode gelohnt?

- Die Synode überraschte in ihrem *Vollzug* als nachkonziliarer dialogischer Prozeß und hat als solcher wichtige Bewegungen und neue Impulse in die Beziehungen zwischen den aktiven Christen, vor allem zwischen Bischöfen, Theologen, Seelsorgepriestern und Laien gebracht;
- mit Vorbehalten hat sie sich gelohnt, was das *Ziel* der Synode angeht: neue Wege zur Lösung der Probleme heutiger Christen zu finden und zu beschließen;
- enttäuschend schwach und gering war die *Weiterwirkung der Synode* im praktischen Leben der Kirche, ihr Beitrag zu dessen Verlebendigung auf den verschiedenen Ebenen.

Schule des Dialogs

Völlig neu im offiziellen deutschen Katholizismus war die Offenheit, mit der in Anwesenheit der Bischöfe die Laien heiße Eisen anpackten und ihre Stellungnahmen formulierten, die vertrauensvolle Unbefangenheit, mit der etwa Familienmütter und -väter ihre Probleme oder Gemeindepfarrer ihre Sorgen und Nöte vorbrachten. Manchem Bischof mögen da die Augen aufgegangen sein. Der Dialog fordert, sich den Argumenten des anderen so auszusetzen, daß man die eigene Position in Frage zu stellen bereit ist; dieser Dialog kam zustande, und er schloß auch harte Auseinandersetzungen ein. (Daß natürlich Macht- und Prestigedenken in den Diskussionen weder weggezaubert noch weggebetet werden konnten, mußte man realistisch erwarten.) Aber wenn ein Bischof sich bei den Laien entschuldigte, weil die Bischofskonferenz sie in der Problematik des Themas „Viri Probati“ überfahren hatte, so war das etwas Neues, was wir nicht so leicht vergessen werden; das gilt auch von dem Wort Kardinal Döpfners: „Die Bischöfe lernten immer mehr, wie auch kritisches Engagement ein Zeichen kirchlichen Sinnes sein kann“. Mancher bischöfliche Mitbruder soll dieses Bekenntnis gar nicht gern gehört haben, und es war schmerzlich

und folgenreich geworden, daß gerade der ausgefallen ist, dessen Lernprozeß es so treffend kennzeichnet. Aber der eine oder andere hat ihm im Herzen sicher zugestimmt, und auch viele Laien und Priester sind anders aus der Synode hervorgegangen, als sie hineingingen. Angesichts der Entwicklung des kirchlichen Lebens in den letzten sieben Jahren muß man jedoch fragen: hat diese Öffnung weitergewirkt, bei allen Beteiligten?

Der Ertrag der Synode

Auch beim Konzil war der dialogische Prozeß bedeutsam, den die Bischöfe durchlebten; aber mindestens ebenso wichtig war dort der Ertrag — der in den Dokumenten festgehaltene und der im neuen Selbstverständnis der Kirche feststellbare. Ein vergleichbarer Ertrag konnte nicht von einer nationalen Synode erwartet werden. Man hätte sich jedoch für manche Bereiche eine stärkere Fortentwicklung der Ansätze des Konzils (das ja noch vieles offen gelassen hatte), ein Ausziehen seiner Linien für die Situation in der BRD erwarten können. Vor allem waren wir enttäuscht, daß wir es nicht fertig gebracht hatten, die heißen Eisen wie Zölibat, Ehepastoral, Ökumenische Gastfreundschaft mutiger anzupacken; auch mit Voten nach Rom sind wir sehr sparsam gewesen: In Österreich, in der Schweiz und vor allem in Holland sah das anders aus. Dort war man weniger durch Form-Bestimmungen eingeschränkt, allerdings auch weniger zu verbindlichen Beschlüssen legitimiert. Es ist aber schon viel gewonnen, wenn die Dinge einmal „im Raume stehen“; das ist auch bei uns durch die heftige Diskussion in der Synodenaula teilweise erreicht worden.

Die 18 Synodenbeschlüsse sind eine gute und respektable Arbeit, aber sie reißen nicht vom Stuhl; aufhorchen läßt die Arbeitervorlage mit dem heiß umstrittenen Kapitel „Ein fortwirkender Skandal“: es wirkt fort. Am meisten beachtet wurde als ein origineller Ertrag der Synode das vielbesprochene „Hoffnungspapier“, das die Handschrift des Theologen Joh. Baptist Metz trägt.

Weiterwirken im kirchlichen Alltag

Von der Mehrzahl der anderen mühsam erarbeiteten Dokumente gilt mehr oder weniger, daß sie weithin totes Kapital bleiben. Schlimmer ist, daß viele Bischöfe, die sie doch mit erarbeitet hatten, wenig oder nichts dafür taten, daß in ihren Diözesen systematisch mit den Dokumenten gearbeitet wurde. Was nützt es, wenn man sich bei vielen Gelegenheiten auf die Synode beruft, vielleicht sogar Texte aus ihr zitiert, aber die Verwirklichung in der Praxis hinauszögert oder gar boykottiert? (Da die Beschlüsse erst durch Veröffentlichung in den diözesanen Amtsblättern rechtskräftig wurden, hatten und haben es die Bischöfe in der Hand, ob und wann sie in Kraft treten.)

Das Schicksal des in der Synode nicht mehr zustande gekommenen Votums für die Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zu den Sakramenten wurde im Vertrauen auf Kardinal Döpfners Versprechen in die Hände der deutschen Bischöfe und einer internationalen Kommission gegeben; ein Jahr darauf war Döpfner tot, und bis heute wissen wir nicht genau, was in dieser Frage von der BRD aus nach Rom gegangen ist und wie Rom darauf reagiert hat.

Auf dem Katholikentag in Freiburg 1978 stellte der „Kontaktkreis Synode“ (KKS) — ein Zusammenschluß von Synodalen, „die sich bis heute darum mühen, die Impulse dieser Synode beim Wort zu nehmen“ — in dem Text „Erinnerung an eine Hoffnung“ „kritisch einklagend“ die Zeichen der Hoffnung heraus, die bis jetzt nicht eingelöst worden seien — so in der Frage der Beziehung zu den Arbeitern, der Situation der Jugendlichen, der Geschiedenenpastoral, der Reihenfolge von Erstbeichte und Erstkommunion.

Das war vor vier Jahren — und seither hat sich wenig geändert. Die Klage des KKS meinte in der Frage der Ehepastoral, es könne „als fast aussichtslos“ bezeichnet werden, daß sich institutionell an der jetzigen Lage etwas ändere, deshalb richte sich „fürs erste unsere Hoffnung nach ‚unten‘“: „In unseren Gemeinden muß es zu einer pastoralen Praxis kommen, die sich

am Verhalten Jesu orientiert und von daher immer wieder neu das riskiert, woran er selber, menschlich gesehen, mit seinem Evangelium gescheitert ist.“

Angesichts der neuen Impulse von außer- oder innerpfarrlichen Gruppen der Basis, wie sie schon beim Berliner Katholikentag 1980 und noch stärker jetzt in Düsseldorf in Erscheinung traten, wird das heute auf neue Weise bedeutsam.

Zur Wirksamkeit der Pfarrgemeinde- und Diözesanräte

Der Verweis auf die Gemeinden und die Basis wirft die Frage nach der Effizienz der nachkonziliaren Gremien auf den unteren Ebenen auf, vor allem den Diözesanräten und Pfarrgemeinderäten. Man muß sich dazu nüchtern klarmachen, wie begrenzt im Vergleich zur Synode die Funktion dieser Gremien ist, wie dauerhaft andererseits ihr Einfluß durch ihre Permanenz.

Die Räte auf Diözesan-Ebene

leisten, soweit man das global für die BRD sagen kann, solide und wichtige Arbeit; sie haben in den verschiedenen Diözesen einen verschiedenen Stil entwickelt; sie haben als fachkundige Berater des Bischofs (von dem natürlich Entscheidendes abhängt) zur „Demokratisierung“ der Kirche beigetragen. Nach der Verdoppelung der Zahl ihrer Vertreter im Zentralkomitee der deutschen Katholiken bildeten die Diözesanräte ein spürbares Gegengewicht zu den Vertretern der Verbände und votierten vielfach progressiver als diese.

Die Pfarrgemeinderäte

Bedeutsamer für unsere Grundfrage ist jedoch die Rolle der Pfarrgemeinderäte in der nachkonziliaren „Volkskirche im Übergang“. In manchen Gemeinden, vor allem auf dem Land, war die Einübung in eine demokratische Zusammenarbeit für sie oft ein mühsamer Prozeß. In der ersten Zeit zwischen Konzil und Synode wurde viel über Kompetenzen und Entscheidungsbefugnisse gestritten; mancherorts spielten sich Machtkämpfe mit dem Pfarrer ab; nach den vagen Empfehlungen des Konzils

gab es Räte, bei denen der Pfarrer, und solche, bei denen ein Laie den Vorsitz hatte. Die bundesdeutsche Synode neigt in ihrer Rahmenordnung zum Laien-Vorsitzer, überließ aber die letzte Entscheidung diözesanem Recht. Dagegen hat sie je nach der Situation auch den Laien Entscheidungsrecht zugestanden. Die Erfahrung zeigt, daß es für die Effizienz des Pfarrgemeinderates mehr auf beiderseitige Dialogbereitschaft ankommt als auf formale Ordnungen. Doch soll man auch hier die Strukturen nicht geringschätzen: sie erhalten vor allem in Konfliktsituationen ihre Bedeutung. So haben sich die Pfarrgemeinderäte, wo es gut ging (und oft geht es wirklich gut), vielfach als Instrument der Erneuerung erwiesen: da, wo die Mitglieder den Pfarrer und einander wechselseitig ermuntern, Phantasie und Mut für das in der Pfarrei Wichtige und Fällige zu entwickeln.

Als man nach der ersten vierjährigen Amtszeit neu zu wählen hatte, stellten sich jedoch Schwierigkeiten heraus, die man in der Zeit des ersten streitbaren Eifers nicht erwartet hätte: An nicht wenigen Orten war es schwer, Kandidaten zu finden; oft hatten auch die bisherigen Mitglieder keine Lust oder keinen Mut mehr, neu zu kandidieren. Manche hatten sich schon vor der Neuwahl amtsmüde gezeigt: oft fühlten sie sich auf die Dauer dem Anspruch dieser Arbeit nicht gewachsen und dadurch frustriert. Manchmal half da eine gute Schulung; aber sie nützte nicht viel, wenn die Kandidaten zu sehr nach Gesichtspunkten der Repräsentation gewählt wurden. Vielfach war man auch von den naheliegenden Sachaufgaben absorbiert und machte sich nicht klar, daß ein Gremium mit soviel Mitverantwortung auch geistlich vorbereitet werden muß. (In unserer ländlichen Gemeinde brach nach den Neuwahlen eine ganz neue Ära für das gesamte Gemeindeleben an.) Gewiß sind die Pfarrgemeinderäte ihrer Funktion nach keine Gruppen für charismatische Erneuerung; aber da und dort scheint ihnen aufgegangen zu sein, daß sie zum „heißen Kern“ in der Gemeinde gehören sollten: sonst erlahmte die Arbeit auf die Dauer, oder sie wird

kraftverschleißender Aktivismus. Die Gefahr besteht immer wieder, daß die Organisation des Bazars oder des Bunten Abends für das Kirchweihfest wichtiger wird als die Vorbereitung des Gottesdienstes; zum Glück sorgen meist Fachausschüsse dafür, daß das eine wie das andere zu seinem Recht kommt. Doch wird die Spiritualität vielfach nicht gebührend gepflegt.

Trotz vieler Rückschläge und Enttäuschungen, trotz viel Resignation staunt man doch auch immer wieder über die Lebendigkeit, Hilfsbereitschaft und den Ideenreichtum in nicht wenigen Gemeinden. Früher wußte man: die müssen einen guten Pfarrer haben. Heute kann man damit rechnen, daß gute Pfarrgemeinderäte ihren Anteil daran haben. Wenn es sie dank Konzil und Synode nicht schon gäbe, müßte man sie heute, in der Zeit des Priestermangels, erfinden.

Nachdem das bundesdeutsche Nationalkonzil zuerst von der Jugend an der Basis gefordert wurde (beim Katholikentag in Essen 1968), ist es unsere Hoffnung, daß manche Samenkörner, die es ausgestreut hat, in einer stärker von der Basis her sich erneuernden Kirche doch noch aufgehen werden. Auch wir Älteren, die wir mitgeholfen haben, zu säen und zu pflanzen (oder auch nur zu begießen), halten uns an diese Hoffnung: Gott allein kann das Wachsen geben.

Erika Weinzierl

Meine Wünsche 1961 und meine Erfahrungen 1982

Frau Weinzierl stellt ihre Erfahrungen mit der nachkonziliaren Entwicklung den Erwartungen gegenüber, die sie im Rahmen einer großen, von Wort und Wahrheit 1961 durchgeführten Enquête geäußert hatte. Die Erfüllung vieler der damaligen Wünsche gibt ihr den Mut zu hoffen, daß das Konzil auch für die Zukunft seine Bedeutung nicht verliert. red

20 Jahre sind seit dem Beginn des II. Vatikanums, 21 Jahre seit der Befragung von „Wort und Wahrheit“ über meine Erwartungen an dieses Konzil vergangen. Wenn ich sie nun lese, so sehe ich, daß einige sehr konkrete Wünsche wie z. B. die Abschaffung des Index und des Antimodernisteneides durch Papst Paul VI. als Folge des Konzils verwirklicht worden sind. Was die Theologie des *Laien* betrifft, so haben einerseits Theologen wie z. B. Ferdinand Klostermann, aber auch das Konzil selbst dazu wichtige Elemente beigetragen. Letzteres hat auch die Stellung und Aufgaben des Laienapostolats besonders betont. Der vor der Promulgation stehende neue CIC hat nun eine Reihe wichtiger pastoraler Initiativen des Konzils in das Kirchenrecht übernommen. Teampfarre, Priesterrat, Pastoralrat und Pfarrgemeinderat sind in ihm verankerte Institutionen. Ob die Eigenverantwortung des Laien und die Stellung der Frau in der Kirche, deren stärkere Berücksichtigung auch zu meinen damaligen Erwartungen gehörten, im neuen CIC enthalten sind, kann ich nach den mir zugänglichen Informationen nicht beurteilen, doch scheint dies eher nicht der Fall zu sein. Daß an der Leitung einer Teampfarre bei Priestermangel unter Führung eines Priesters auch Diakone oder Laien mitwirken können (c. 456), ist ein m. E. unter dem Druck des Priestermangels der vergangenen Jahrzehnte erfolgtes, sicherlich sehr wichtiges, aber doch eingeschränktes Zugeständnis. Die Ausbildung der Priester ist zweifellos moderner geworden, die Institution des Priesterseminars ist jedoch unangetastet geblieben.

Zu den „großen Aufgaben der Kirche unserer Zeit“ zählten m. E. 1961 „eine weltumspannende Mission in bisher ungeahntem Ausmaß, die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit und das volle Sichtbarwerden der Kirche als Hort der Freiheit und Humanität in einer Welt des kollektiven Zwanges.“ Eine „weltumspannende Mission“ halte ich heute selbst für unmöglich und überholt, nicht allerdings eine weltweite Verkündigung, ein Angebot der zentralen christlichen Liebesgebote. Der Weg zu der nicht nur von mir